

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Band:** 61 (1957-1958)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Die Suche nach René Almond : ein Zürcher Kriminalroman  
[Fortsetzung]  
**Autor:** Flückiger, F.A.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-667803>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 19.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Suche nach René Almond

Ein Zürcher Kriminalroman

Copyright by  
AG. Buchdruckerei  
Wetzikon und Rüti

8

«Posthum?» unterbrach ihn Philipp. Auch Katia hielt plötzlich inne; sie hatte das Wort mitübersetzt, ohne seine Bedeutung zu erfassen.

«Ja ... Wissen Sie denn nicht? Doublet ist 1944, kurz vor der Befreiung von den Deutschen erschossen worden.»

«Erschossen!» rief Philipp aus. «Aber davon hat mir Wohlwend nichts gesagt!»

«Wirklich? Kann es sein, dass er nichts davon erfahren hat?»

Philipp dachte nach. Das war noch schwieriger, als er erwartet hatte — und er verstand Wohlwend noch weniger als zuvor. Und der zapplige kleine Mann da, der sich so hilfsbereit und zutraulich gab — was war seine Rolle?

«Wenn Doublet nicht mehr da ist, so muss es doch noch sonst wen geben, der darüber Bescheid weiss, was mit dem Geld geschehen ist. Es ist immerhin eine beträchtliche Summe ...»

Levelu blickte ihn treuherzig an. «Aber natürlich, mein lieber Herr. Nur ... da waren doch die Zeiten ... denken Sie, wie gefährlich alles war! Doublet hatte mich in Genf an meinen Platz gestellt, und da blieb ich, solange er es verlangte. Und man fragte nicht, damals. Ich kannte nicht einmal die Männer, die drüben die Pakete übernahmen — alles, was ich wusste, war das Kennwort. Und sicher wussten auch die nicht mehr von mir. Man konnte nicht vorsichtig genug sein — und wie sich zeigte, war Doublet trotz alledem nicht vorsichtig genug. Doch wer weiss, warum es den einen erwischt und den andern nicht ...»

Philipp blickte auf Katia, die nur ein leichtes Achselzucken hatte.

«Wen kennen Sie denn noch, der uns weiterhelfen könnte?»

Levelu überlegte. «Wenn Sie in Doublets Dorf nachfragen wollten? ... Ich habe nie den Mut gehabt, dorthin zu gehen, auch nicht, als der Krieg zu Ende war. Es war zu schrecklich ... Aber gewiss werden Sie dort jemanden finden, der mit Doublet nicht nur bekannt ist — das ist das ganze Dorf, ja, die ganze Gegend —, sondern auch mit ihm zusammengearbeitet hat während der Jahre des Elends ...»

«Wenn der Kerl uns das sagt, heisst es sicher, dass wir niemanden der Art finden werden», sagte Philipp unglücklich, als er mit Katia durch die Mittagsschatten des Parkes schritt.

«Aber hingehen müssen wir.»

3

Bei Frau Francov fanden sie einen Unbekannten.

«Monsieur Dutheil», stellte sie ihn vor, «von der Flüchtlingsorganisation, der Freund von Professor Gerson.»

Es stellte sich heraus, dass Dutheil sehr viel wusste über Doublet. Tatsächlich hatte dieser sich einen Namen geschaffen durch den Mut und die Grossherzigkeit, mit denen er während des Krieges den Verfolgten beigestanden hatte. Man wusste, dass er auch Verbindungen mit der Schweiz unterhielt — ja dass es gerade diese Verbindungen waren, zusammen mit der Lage seines Gutes, die ihm die Möglichkeit gaben, so vielen über die Grenze zu helfen.

Von Levelu hatte Dutheil nie gehört. Aber dessen Bericht, erklärte er, klänge durchaus glaubwürdig.

«Sie kannten Doublet nicht?» fragte Philipp Frau Francov.

«Nein, auch kann ich mich nicht erinnern, dass René je seinen Namen erwähnt hätte.»

«Und doch soll er René Almonds Geld bekommen haben? Immer noch fehlt uns die entscheidende Verbindung. Könnte Doublet mit Gregorianu in Beziehung gestanden haben?»

«Leicht möglich», erwiderte Dutheil, «ohne dass wir ihn deswegen übrigens für einen Halunken halten müssten. Das ist ja Gregorianus Stärke, dass er so viele ehrliche Leute gekannt hat ...»

«Es gibt nur eins, das wir tun können», erklärte Philipp. «Wenn wir in Doublets Dorf eine Spur finden ...»

«Dazu ist wohl wenig Hoffnung», gab Dutheil zur Antwort. «Aber gehen müssen Sie wohl.»

«Wenig Hoffnung, aber die einzige», wiederholte Philipp, als sie im Genfer Flugplatz ausstiegen. In der Stadt mieteten sie einen Wagen, dann fuhren sie wieder Frankreich zu.

Das Dorf lag gleich jenseits der Grenze: eine Doppelzeile altersgrauer Häuser unter braunen Rundziegeldächern, alle der Landstrasse nach aufgereiht, die untere Zeile hinausgebaut in den Abhang, der steil zur Rhone hinunterfiel. Der dicke, stumpfe Turm des Kirchleins ragte nur wenig über die Häuser hinaus.

Sie nahmen einen Imbiss in der kleinen Wirtschaft, unter den neugierigen Blicken der Wirtin und der wenigen Gäste. Als Philipp nach dem Weg zum Gute von Doublet fragte, gab die Wirtin bereitwillig Auskunft und blieb bei ihnen stehen. «Ist's das alte Fräulein Doublet, das Sie sehen wollen?»

Philipp nickte aufs Geratewohl und lächelte freundlich in der Hoffnung, sie würde weiterreden. Er hatte sich nicht getäuscht.

«Sie kommen aus der Schweiz? Da sind Sie wohl ein Doktor?»

Philipp verneinte. «Warum?»

Die Wirtin lächelte schlau. «Natürlich nicht. Sie dürfen es nicht sagen . . . Aber hoffentlich sind Sie angemeldet, sonst lässt die alte Cathérine Sie sicher nicht ins Schloss.»

«Cathérine?»

«Die Verwalterin. Sie lässt niemanden vor zu dem Fräulein, seitdem . . . nun, seitdem sie . . . nun, Sie wissen ja . . .»

Philipp sah sie fragend an.

«Nun, wenn Sie doch zu dem Fräulein wollen, da wissen Sie natürlich, dass sie . . . Aber wenn Sie so tun wollen — na, mir kann's ja recht sein!» Und sie ging weg mit erhobenem Kopf.

Das Schloss war wenig mehr als ein stattliches, herausgeputztes Bauernhaus am Ausgang einer Lindenallee, auf dem Hügel über dem Dorf.

Niemand erschien, als Philipp an dem Griffe zog, der innerhalb des Tors eine bimmelnde Glocke in Bewegung setzte. Er wollte schon nach den Nebengebäuden gehen, um jemanden zu finden, als er ein Schlurfen hinter der Tür vernahm. Ein Fensterchen im Tor öffnete sich, und ein runzliges Gesicht blickte misstrauisch heraus.

«Was wollen Sie?»

«Madame Cathérine?» fragte Philipp rasch.

«Ja. Was wollen Sie?»

«Zu Fräulein Doublet.»

«Was wollen Sie von ihr?»

«Wir werden erwartet.»

«Erwartet! Ha!» und das Fenster wurde zugeschlagen. Aber da rief wer aus einem offenen Fenster des Oberstocks:

«Cathérine! Cathérine! Was ist es?»

Sie hörten Stimmen im Haus, die tiefe, barsche von Cathérine und eine helle, spitze, befehlende. Dann wieder das Schlurfen und darauf öffnete sich das Tor.

«Das Fräulein will Sie sehen. Folgen Sie mir.»

Cathérine ging ihnen voran durch das Dämmerdunkel des Ganges und eine mässig breite Treppe hinauf. Dann öffnete sie eine Tür und trat vor ihnen ins Zimmer. Erst sah Philipp nur das Fenster, dessen halb geschlossene Läden das warme Sommerlicht abhielten. Dann war wieder die spitze Stimme, und jetzt sah er die kleine, zusammengeduckte Gestalt im Rollstuhl neben dem Fenster, die Cathérine befahl, die Läden aufzuschlagen. Das Licht fiel auf ein blasses Gesicht, das einmal schön gewesen sein mochte, bevor das Alter es ausgetrocknet hatte und ausgehöhlt . . .

«Wie lieb, dass Sie mich besuchen kommen, lieber Herr und liebe Dame . . . wie gut von Ihnen, dass Sie alte Leute nicht vergessen . . . Man vergisst so viele heute.»

Die Besucher blieben verlegen stehen; es erfolgte keine Einladung, dass sie sich setzen sollten.

«Es ist doch schönes Wetter draussen. Ja, ja, ein schöner Sommer dieses Jahr. Die Welt ist so alt und hat so viele schöne Sommer. Die Bäume sind grün. Da ist Schatten. Da ist . . .» — sie plapperte weiter mit ihrer spitzen Stimme, der Stimme eines greisenhaften Kindes. Ihr schütteres Haar war zu einem dünnen Zöpfchen gebunden. Philipp stand unter dem seltsamen Eindruck, er hätte diese Gestalt schon einmal gesehen. Wo nur?

Vielleicht war es hoffnungslos. Aber er musste es versuchen.

«Wir sind gekommen», begann er. Aber die Alte hörte nicht auf ihn. Trotzdem, er musste es versuchen. «Wir kamen, um nach Monsieur Doublet zu fragen.»

Ein rascher Blick aus den tief in den Höhlen verborgenen Augen, erschrocken wie ein plötzlich aufgeschrecktes Tier, nur eine flüchtige Sekunde, dann löste sich die Spannung, und das friedlich-besinnliche Plappern begann von neuem. Aber Cathérine hatte, als Philipp Doublets Namen

nannte, mit der Hand eine warnende Bewegung gemacht und nach der Türe gedeutet. Philipp verstand. Er verabschiedete sich von der Alten, die ihn kurz anblickte, ohne zu verstehen, und dann zum Fenster hinaussah. Sie hatte ihre Besucher schon vergessen.

«Ein paar Worte nur», bat er, als sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte. Cathérine brummte etwas und führte die beiden hinunter in die Küche.

«Sie hätten Monsieur Doublet nicht erwähnen dürfen!» sagte sie vorwurfsvoll, nachdem sie ihnen zwei niedrige alte Stühle angewiesen hatte. Trotzdem es Sommer war, brannte im Kamin ein Feuer unter einer kugelrunden, schwarzgebrannten Kaffeekanne. «Was wollten Sie denn von dem armen alten Fräulein?»

Er musste diese Wärterin, oder was immer sie war, zum Sprechen bringen. «Wir sind Freunde von Menschen, denen Monsieur Doublet in der Kriegszeit geholfen hat. Wir wurden geschickt, ihm deren Dank zu überbringen.»

Cathérine blickte ihn fassungslos an. «Sie wollen ... Sie ... ja, wissen Sie denn nicht?»

Und dann berichtete sie, wie zu der Zeit, da man schon hoffen durfte, dass der Krieg zu Ende sei, eine Abteilung der SS im Dorf erschien, Doublet und alle Männer, die ihm oder der Widerstandsbewegung geholfen hatten, auf den Dorfplatz führten und erschossen — an einem einzigen Nachmittag im Sommer, einem Tag, wie heute einer war.

«Das arme Fräulein ... es war zuviel für sie.» Sie war Doublets Schwester und hatte, da sie unverheiratet geblieben war, die Aufsicht über den Haushalt geführt. «Vielleicht war sie immer ein bisschen merkwürdig gewesen, aber daran dachten wir erst nachher. Sie war nur ein- oder zweimal nach Paris gereist und blieb am liebsten hier, sogar im Winter. Und als ... das grosse Unglück geschah, da hat sie gar nicht geweint, und sie kam auch nicht, als man sie alle unter die Erde tat. Sie schloss sich in ihr Zimmer ein und machte alle Läden zu, und sie wollte nichts essen, bis ich endlich die Tür aufbrechen liess. Dann habe ich sie gewaschen und gefüttert wie ein Kind ... und so hat sie seither gelebt. Einmal schickten ihre Pariser Verwandten, die jetzt das Gut für sie verwalten lassen, auch einen berühmten Doktor, der sie mitnehmen wollte. Es ist das einzige Mal, dass ich sie habe schreien hören. Und der Doktor fragte mich, ob sie sonst ruhig sei, und ich sagte ihm, ja, denn

man müsse sie nur in ihrem Zimmer lassen, und sie bleibe zufrieden und esse, was ich ihr gebe. Sie lässt sich waschen und zu Bett bringen, und manchmal schaut sie auch zum Fenster hinaus oder lässt sich in den Hof unter die Platanen fahren. Da hat er gesagt, solange sie keine Schwierigkeiten mache, lasse man sie besser hier. Und seitdem leben wir so.»

Cathérine schürte das Feuer und hob den Deckel von der Kaffeekanne. «Wollen Sie eine Tasse?» Dann schenkte sie das dunkle, dampfende Gebräu in grosse Kacheln.

Jetzt wusste Philipp, an wen ihn das alte Fräulein erinnert hatte. An Bob, in eine Ecke verkrochen, ängstlich aufsehend mit einem Blick halben Wiedererkennens, und dann zurücksinkend ins Geborgene seiner Gleichgültigkeit.

Aber er hatte eine Aufgabe. Er musste nochmals versuchen, etwas zu erfahren. «Ist denn niemand mehr da, der mit Doublet war?»

Cathérine schüttelte den Kopf. «Niemand. Sie haben alle genommen, sogar die, die gar nicht ins Dorf gehörten und nur gerade auf dem Gut arbeiteten, weil doch Erntezeit war. Alle.» Sie sagte es ohne eines der lauten und grossen Worte, wie sie Menschen brauchen, die die Zeitungen lesen. «Jetzt sind sie alle im Kirchhof unten.»

Nach der Kühle des alten Hauses lag die Hitze des Nachmittags schwer über ihnen. Das Kreuz auf dem Kirchturm glänzte; es mochte neu sein. Vor der Kirche bremste Philipp und blickte auf Katia. Sie nickte. Er hielt an. Sie stiegen die ausgetretenen Sandsteinfließen hinab und traten in den Friedhof ein. An der Mauer des Schiffs, zwischen den zwei oder drei Fenstern, die eng und tief waren wie Schiessscharten, war da und dort eine Tafel an gebracht aus Sandstein mit verwitterter und von Efeu überwachsener Inschrift. Als sie zu der Rundung des Chors gelangten, der wie ein Bollwerk in den Abhang hinausgebaut war, fanden sie eine neue Tafel, Name an Name gereiht, und darunter: «Erschossen von den Deutschen», ein Datum und «Gestorben für Frankreich».

Gleich nach der Grenze änderte sich die Landschaft. Es war derselbe Fluss tief unten in dem Einschnitt, durch den er sich aus dem See nach Frankreich hinüber zwängte. Es waren dieselben Wälder und dieselben Kirchlein, die auf Fundamente gebaut waren, welche noch in die Zeit der römischen Herrschaft zurückgingen. Aber die Hecken waren geschnitten, die Häuser hatten neue Anstriche, die Dächer waren mit hellen roten Zie-

geln ausgebessert: es war, als ob sie aus einem grossartig verwilderten Park in einen sauber gepflegten Garten gekommen wären.

Die Insel des Friedens, dachte Philipp. Sie hatten nichts gesprochen, seit sie den Kirchhof verlassen hatten. Und Philipp hatte nicht vermocht, die Beengung zu verscheuchen, die ihm seit dem Besuch auf dem Schloss den Atem bedrängte. Der Feind — das alte Fräulein hatte ihn gesehen, so wie Bob ihn gesehen hatte und so wie Doublet und seine Leute ihn gesehen hatten ein letztes Mal, bevor die Tafel war, deren Inschrift verwittern würde unter neuen Herrschern und Reichen . . . aber er — er hatte ihn nicht gesehen.

## IX. KAPITEL

### I

Philipp war mit Katia entmutigt nach Zürich zurückgekehrt. Auf dem Schreibtisch in der Bank war Post aufgestapelt: Ansichtskarten aus Massachusetts und Maine, mit den üblichen, flüchtig hingekritzelten Feriengrüssen; ein paar freundliche Zeilen von Guinness dem Jüngeren; eine von Patricias unnötigerweise versiegelten Botschaften, die das übliche Geplauder brachten, und endlich ein Brief von Anne in einfachem grauem Umschlag, dem der feine Duft ihres Parfüms noch anhaftete.

Annes Vater unternahm eine Geschäftsreise nach Europa; er hatte sie gebeten, ihn zu begleiten. Sie hoffte auf einen Abstecher nach der Schweiz; vielleicht würde sie ihren Vater dazu überreden können. Sie würden eine Woche in London verbringen, er sollte doch dorthin schreiben.

Philipp lächelte ein wenig. Das war Anne: sie brauchte ihren Vater wohl kaum zu dem Abstecher zu überreden . . . Sie wollte ihn sehen, aber da er sie so vernachlässigt hatte, überliess sie es ihm, zu entscheiden, ob er sie hier haben wollte. Er spürte wieder etwas von der Zärtlichkeit, die vielleicht die Liebe war, von der man sprach; die jedenfalls etwas war, das er nur mit Anne gemeinsam hatte und vor Patricias kühlen, spöttischen Augen verbarg.

Er rief London an; Anne war nicht zu erreichen, aber ihr Vater antwortete und nahm seine Einladung in den «Rebberg» an; er würde sicher über das Wochenende bleiben und vielleicht noch einen Tag oder zwei dazugeben können.

Philipp fuhr zum Flugplatz, um sie abzuholen. Das Flugzeug aus London hatte Verspätung. Er

schlenderte zwischen den Holzbaracken herum, die die Abfertigungsämter beherbergten, und trat dann in die Kantine für eine Tasse Kaffee, die er im Stehen trank wie die andern Fluggäste, Piloten, Stewardessen oder Neugierigen, die in allen Zungen der Welt plauderten. Dasselbe Bild in all diesen Häfen, die seit dem Krieg vor den Städten der ganzen Welt aufgeschlossen waren . . . Die Holzbaracken erinnerten ihn an die Kriegszeit; in England waren es Wellblechhütten gewesen, und wenn man nicht in den Kojen lag, stand man ebenso herum und trank Kaffee, wenn es welchen gab. Bob, dachte er — Bob konnte die Kaffeetasse auf der Nasenspitze balancieren. Dann hatte er den Feind gesehen . . . Und jetzt war wieder die Bedrängnis da, und das Geplauder um ihn war noch leerer als zuvor, die Gesichter unschuldig-unwissend wie die spielender Kinder, und er dachte: «Wenn ich bei Doublet eine Spur gefunden hätte, nur eine Spur! . . .» Und dann: «Wenn Anne nur nicht herkommen würde.» Aber das war nicht wahr. Mit Anne hatte er die Zärtlichkeit, die vielleicht Liebe war, mit Anne hatte er die Regeln des Spiels und das stumme Einverständnis, etwa darüber, dass er ihr nicht von Bob erzählen würde — wozu auch?

Der Lautsprecher kündigte das Flugzeug aus London an; ein paar der Wartenden lösten sich aus den Gruppen und stellten sich vor der Zollbaracke an. Philipp gesellte sich zu ihnen, und nach einer Weile sah er Annes Vater herauskommen und hinter ihm, winkend, Anne selbst.

Als er die beiden an der Kantine vorbei zum Wagen führte, waren die Menschen, die dort immer noch standen und plauderten oder Kaffee tranken, auf einmal wieder lebendig. Vielleicht waren sie immer noch unwissend, aber wenn Anne an ihnen vorbeiging und sie anblickte, waren sie freundliche Menschen, mit denen man reden konnte — vielleicht nur vom Wetter und ob der nächste Abflug zur rechten Zeit stattfinden würde, so wie man sprach auf allen Flugplätzen der Welt — aber es war nicht leeres Geschwätz.

Die Stadt lag im festlichen Licht des Spätnachmittags, als Philipp sie zu den Seeufern und durch die Altstadt fuhr, mit einem Besitzerstolz, der ihn über sich selbst lächeln machte. Als sie in den «Rebberg» einbogen, spürte Philipp — zum erstenmal seit wie lange? — das leise Anschwellen der Freude in sich. Es war gut, dass Anne gekommen war. (Fortsetzung folgt)